

**Sabine Hark,
Johanna Hofbauer**
Die ungleiche Universität
**Diversität, Exzellenz
und Anti-Diskriminierung**



Passagen Verlag

Universitäten tragen Verantwortung für die Förderung von sozialer und gesellschaftlicher Gerechtigkeit. Aber die universitären Gleichstellungsbemühungen kommen nur schleppend voran: Anti-Diskriminierungsmaßnahmen reichen nicht aus, um Universitäten nachhaltig zu öffnen. Gründe dafür sind neben etablierten Machtstrukturen auch wissenschaftspolitische Entwicklungen wie Exzellenzpolitiken, Wettbewerbsorientierung und die Deregulierung von Beschäftigung. Sie tragen zu einer Zuspitzung des Kampfs um gute Arbeit und berufliche Perspektiven an Universitäten bei. Betroffen sind besonders jene Gruppen, die seit jeher deutlich unterrepräsentiert waren. Das Buch nimmt auf diese Entwicklungen Bezug und führt in aktuelle hochschulbezogene Debatten zu Sexismus, Klassismus und Rassismus ein.

Sabine Hark lehrt Gender Studies an der Technischen Universität Berlin und leitet dort das Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung.

Johanna Hofbauer ist am Institut für Soziologie und am Forschungsinstitut Economics of Inequality der Wirtschaftsuniversität Wien tätig.

DIE UNGLEICHE UNIVERSITÄT
PASSAGEN
WISSENSCHAFT - TRANSFORMATION - POLITIK

Wissenschaft – Transformation – Politik

Herausgegeben von
Eva Barlösius, Günther R. Burkert,
Wilhelm Krull, Antonio Loprieno,
Peter Parycek

Sabine Hark, Johanna Hofbauer
Die ungleiche Universität

Diversität, Exzellenz
und Anti-Diskriminierung

Passagen Verlag

Deutsche Erstausgabe

Mit freundlicher Unterstützung der Universität
für Weiterbildung Krems.



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-7092-0509-9

© 2023 by Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien

<http://www.passagen.at>

Grafisches Konzept: Ecke Bonk

Satz: Passagen Verlag Ges. m. b. H , Wien

Druck: Ferdinand Berger und Söhne GmbH, 3580 Horn

Inhalt

Etwas ist faul im Staate. Einleitung	11
1. Zerstörte Universität? Ein erster Rundgang	17
2. Zwischen Humboldt und McKinsey. Universität im Umbruch	35
3. Die ungleiche Universität	53
4. Gleichstellungs- und Diversitätspolitik. Anhaltende Kämpfe, neue Herausforderungen	99
In und von der Universität. Schlussbetrachtung	119
Anmerkungen	125
Literatur	151

Etwas ist faul im Staate. Einleitung

„Etwas ist faul im Staate Dänemark“, *something is rotten in the state of Denmark*, lässt Shakespeare Marcellus, Wächter im Schloss von Helsingör, in der Tragödie „Hamlet“ sagen. Kurz zuvor war den Wachleuten und Prinz Hamlet der Geist des ermordeten Königs, Hamlets Vater, erschienen. Eine Begegnung, die bekanntermaßen eine tragische Kette von Ereignissen auslösen sollte. *Etwas ist faul im Staate*. Ein Satz, der heute umstandslos auch auf Universitäten anwendbar scheint. Und zwar weltweit. Hoffnungslos verloren sei die Universität, schreibt jüngst der englische Erziehungswissenschaftler Richard Hall in seiner Streitschrift *The Hopeless University*. Nichts anderes als eine krankmachende Angstmaschine, beteiligt an der globalen Reproduktion von Ungleichheit und Ungerechtigkeit.¹ Höchste Zeit, sie aufzugeben. *Imagine the abolition of the university as we know it*. Eine Diagnose mit Vorlauf. Zerstört sei die Universität; das hatte schon ein Vierteljahrhundert zuvor, 1996, nüchtern der kanadische Kulturwissenschaftler Bill Readings in seiner gleichnamigen Schrift *University in Ruins* diagnostiziert – bis heute ein viel diskutierter Bezugspunkt in der internationalen Diskussion zur Zukunft der Universität.²

Und in der Tat: Egal, wo wir hinschauen, die Anstalten der höheren Bildung sind in keiner guten Verfassung. Nachgefragt wie vielleicht nie zuvor in ihrer Geschichte, dennoch eine Institution im freien Fall. Vom Sockel gestoßen. *Rhodes Must Fall*. Auch im

21. Jahrhundert noch immer zu *weiß*, zu männlich, sozial und kulturell zu elitär, insgesamt zu wenig inklusiv – und nicht gewillt, wissenschaftliche Exzellenz und Diversität als zwei Seiten *einer* Medaille zu sehen. Die Gleichstellung der Geschlechter kommt nur schleppend voran, Diversitätspolitiken werden vielerorts bloß als Imagepolitik betrieben, institutionelle Formen von Rassismus und Sexismus hingegen aktiv ausgeblendet und Anti-Diskriminierungsmaßnahmen reichen bei weitem nicht aus, um die Universitäten sozial und kulturell nachhaltig zu öffnen und ihre Mitglieder vor Diskriminierung zu schützen.³

Zerrissen zwischen Staat, Markt und Wissenschaft schwankt die Universität zwischen elitärem Elfenbeinturm und Volksbildungsanstalt. Geblendet von der Illusion der Exzellenz, getrieben von oft inkommensurablen, sich stetig vermehrenden Anforderungen und angekränkt von jener neoliberal induzierten Atemlosigkeit, die alle gesellschaftlichen Sphären tangiert und wesentlich zur Implosion ihrer Funktionsbedingungen beigetragen hat, ist die Universität gegenwärtig einmal mehr auf der Suche nach einer ihrem heutigen gesellschaftlichen Auftrag gemäßen Form und Bestimmung. Was sie heute sein will, wird viel zu selten in der eigentlich gebotenen intellektuellen Strenge und politischen Tiefe diskutiert. Im Gegenteil. Wo das Ringen um mutige Entwürfe einer demokratischen Universität der Vielen von Nöten wäre, dominiert allzu oft kleinteilige, bürokratisierte und den Geist managerialer Regulierung atmende Reformeritis den hochschulpolitischen Diskurs.

International spitzen sich unterdessen die universitären Kämpfe zu. Ob in Australien, Chile oder England, ob in Frankreich, Indien, Österreich oder Südafrika, allerorten befinden sich Studierende und das auf vielfältige Weise prekarierte akademische, administrative

und technische Personal im Streik.⁴ Allein in Deutschland sammelten sich 2021 binnen weniger Tage Tausende strukturell prekarierte Wissenschaftler*innen unter den Hashtags #IchBinHanna und #IchBinReyhan, um auf ihre unsichere Situation und fehlende Beschäftigungsperspektiven aufmerksam zu machen.⁵ Weltweit kämpfen Akademiker*innen und Studierende für bessere Studienbedingungen und *gute Arbeit in der Wissenschaft*⁶, für gerechte Löhne und Zugangschancen und für mehr Partizipation. Studierende fragen „*why isn't my professor black?*“⁷ und fordern andere Inhalte und Studiengänge sowie die Revision des westlich-zentrierten Kanons. Studierende, Promovierende und Postdocs wehren sich gegen intransparente Anforderungen und Überforderung, skandalisieren unsichere Karriereperspektiven und Kettenverträge und prangern zu Recht professoralen Machtmissbrauch, sexualisierte Übergriffe und rassistische Invektive an, die für allzu viele von ihnen Teil ihres akademischen Alltags sind.⁸

Trotz dieser Kämpfe und der allenthalben zu Tage tretenden Missstände wird die Universität jedoch, wie gesagt, noch immer als eine Institution verhandelt, die sicher reformbedürftig ist, aber keineswegs grundlegend umgestaltet oder vielleicht sogar in ihrer jetzigen Form abgeschafft werden sollte. Zwar beklagen internationale Beobachter*innen hochschulischer Transformationsprozesse die omnipräsente „Macht des Wettbewerbs“⁹ und „neoliberale Aushöhlung“ der Universitäten und sprechen sogar von einem „Krieg“ gegen die hochschulische Bildung, *Neoliberalism's War on Higher Education*¹⁰, preisgeben möchte die Universität indessen kaum jemand. Gerade heute nicht. Universitäten repräsentieren die Wissensgesellschaft¹¹, sie gehören zu jenen Institutionen, deren Aufgabe es ist, die Werte einer aufgeklärten, modernen, liberalen

Gesellschaft zu vertreten. Nicht nur bildeten Univer-
sitäten historisch einen Gegenpol zu staatlicher Herr-
schaft und kirchlicher Macht; sie können und müssen
weiterhin ein Ort der Kritik und des Widerspruchs
sein und gegen antidemokratische, nationalistische,
wissenschaftsfeindliche und andere zersetzende Kräf-
te, die das Potenzial haben, die Gesellschaft zu spal-
ten, kämpfen. Die Universität preiszugeben ist daher
keine Option. Dass sie in der Regel allerdings als led-
iglich punktuell reformbedürftig beschrieben wird,
trägt nicht nur dazu bei, ihr über Jahrhunderte akku-
muliertes symbolisches – rassifiziertes und verge-
schlechtlichtes – Kapital zu schützen, es verhindert
auch, dass das System Universität als Teil der globalen
Machtverhältnisse, die eine Vielzahl intersektional or-
ganisierter und widersprüchlich ineinander verfugter
Ungleichheiten produzieren, in den Blick gerät.

Die in den frühen 1990er Jahren vom englischen
Ökonomen Michael Power auf den Begriff gebrach-
te „Audit-Explosion“¹² hat also ganze Arbeit ge-
leistet. Fleißigen Arbeitsbienen gleich bedienen
Akademiker*innen tagein tagaus die evaluierende
Maschine, statt den Stecker zu ziehen. Das mana-
geriale Vokabular beherrscht die Diskussionen in
den akademischen Gremien, prägt hochschulpoli-
tische Strategiepapiere, Curricula und Forschungs-
programmatiken. Wettbewerb, Profilbildung und
Innovation, Strategie, indikatorenbasiertes Moni-
toring und Exzellenzsteigerung, *pay for performance*,
Internationalisierung und mobilisierbare Potentiale –
kein Dekan, keine Präsidentin, die ohne diese Begriffe
auskommen. Ein dystopischer Dreiklang aus „auditie-
ren, quantifizieren, zerstören“ hat so das „Leben in
der neoliberalen Universität“ dramatisch und womög-
lich unheilbar verändert, kommentiert drastisch die
englische Sozialwissenschaftlerin Rosalind Gill.¹³ Ist

die Universität noch zu retten? Diese Frage ist nicht rhetorisch gemeint.

In jedem Fall ist die Universität eine Einrichtung ganz eigener Art. Wissenschaft ist eine gesellschaftliche Veranstaltung, die von ihrer Gesellschaftlichkeit oft nichts wissen will. Autonom will sie sein, einzig hehrer Erkenntnis verpflichtet – was heute allerdings allzu oft mit einer letztlich hohlen Vorstellung von Exzellenz verwechselt wird. Das gilt auch für die Universität. Sie ist seit den ersten Gründungen in Bologna und Paris um das Jahr 1200 herum eine zwischen staatlicher Institution und unternehmerischer Organisation oszillierende, hybride Einrichtung unter wechselnder kirchlicher, weltlicher und privatwirtschaftlicher Obhut.¹⁴ Päpste, Kaiser und Fürsten sind zunächst ihre Prinzipale und Sponsoren. An deren Stelle treten im 19. Jahrhundert der moderne Nationalstaat und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch privatwirtschaftlich geführte Unternehmen. Die längste Zeit ihrer Geschichte reine Lehranstalt, werden Forschung und Lehre erst mit der Gründung der Berliner Universität 1810 in der nun vom Staat getragenen und geschützten Universität zusammengeführt. Seitdem sind unzählige Aufgaben und Anforderungen hinzu gekommen und die Universität wurde ein ums andere Mal reformiert und ihr gesellschaftlicher Auftrag reformuliert; sie wurde politisch instrumentalisiert, gesellschaftlich wertgeschätzt und genauso oft abgeschrieben und vernachlässigt. Wie der namenlose „Er“ aus Franz Kafkas gleichnamiger Parabel scheint sie dabei stets gefangen zwischen Vergangenheit und Zukunft und reibt sich auf im Gefecht zwischen Kräften, die sie ungestüm in die Zukunft treiben, und solchen, die sie mit ebensolchem Elan zurückzuhalten suchen. Unentschieden pendelt die Universität so zwischen nostalgischer Verklärung ihrer glorreichen

Vergangenheit und Phantasien einer glanzvollen Zukunft. „Er hat zwei Gegner“, heißt es bei Kafka. „Der erste bedrängt ihn von hinten, vom Ursprung her. Der zweite verwehrt ihm den Weg nach vorn. Er kämpft mit beiden. Eigentlich unterstützt ihn der erste im Kampf mit dem Zweiten, denn er will ihn nach vorn drängen und ebenso unterstützt ihn der zweite im Kampf mit dem Ersten; denn er treibt ihn doch zurück.“¹⁵

Eingedenk dieser Eigentümlichkeit der Institution Universität sowie der hier vorerst nur cursorisch umrissenen hochschulischen Verhältnisse und Verhinderungen wenden auch wir uns mit diesem Buch einmal mehr der Universität zu. Wir blicken auf die Arbeit, die in Universitäten verrichtet wird, und auf die Menschen, die diese Arbeit unter teils widrigen Bedingungen verrichten. Wir beschäftigen uns mit Universität als Ort der komplexen, intersektional organisierten Produktion neuer Formen von Herrschaft und Ungleichheit und der Konservierung alter Ungleichheiten, wir lenken den Blick aber auch auf deren Anfechtung und die Versuche, sie zu überwinden. Wir fokussieren auf die teils widersinnigen Verflechtungen neoliberaler Exzellenzpolitiken mit Diversitäts- und Gleichstellungspolitiken und nehmen deren paradoxe Effekte in den Blick. Die Debatten und Befunde zur Managerialisierung der Universitäten, zu den Effekten der Umstellung hochschulischer Governance auf wettbewerbliche Prinzipien und zur Prekarisierung von akademischer Arbeit und Wissenschaft suchen wir zusammenzuführen mit jenen zur Reproduktion institutioneller Rassismen und Sexismen und struktureller Diskriminierung. Und wir fragen schließlich, ob und wie die Universität zu retten ist, welche Idee sie im 21. Jahrhundert begründen könnte und welchen Wandel es braucht, damit ihre Zukunft nicht länger eine der Ungleichheit ist.

1. Zerstörte Universität? Ein erster Rundgang

Beginnen wir mit einer genaueren Inspektion der Universität im Jahr 2022. Wie ist es um die akademischen Einrichtungen bestellt? Von welchen Geistern, um in Shakespeares Bild zu bleiben, werden sie gegenwärtig heimgesucht? Und mit Kafkas Bild gesprochen: Welche Kräfte schieben die Universität nach vorne und welche drängen sie zurück? Hatte Bill Readings mit seiner Diagnose der zerstörten Universität einst überhaupt eine zutreffende Beschreibung geliefert? Ist sie tatsächlich hoffnungslos verloren, wie Richard Hall heute konstatiert? *Im Kern verrotten*, wie der deutsche Sozialdemokrat Peter Glotz, unter anderem Senator für Wissenschaft und Forschung in Berlin (West) und Gründungsrektor der 1994 wieder errichteten Universität Erfurt, in seinem 1996 zeitgleich mit Readings' Streitschrift erschienenen hochschulpolitischen Manifest vielleicht nur rhetorisch gefragt hatte?¹⁶ Immerhin existiert die Universität entgegen diesen Cassandra-Rufen nicht nur weiterhin, sie expandiert in historisch bislang unbekanntem Größen-dimensionen und auch ihr Aufgabenportfolio diversifiziert und erweitert sich beständig. Auf den ersten Blick ist sie auch so demokratisch wie nie und längst nicht mehr nur der Ort der von der Geburtslotterie begünstigten *fortunate few*, der *weißen*, männlichen, bürgerlichen, europäischen Elite. Doch weiß sie eine Antwort auf die damit verbundene Aufgabe, eine Universität der Vielen zu sein?

Über eine Idee von sich selbst scheint die Universität heute jedenfalls nur in aller Unschärfe zu verfügen. Während sie einerseits für die Gesellschaft unverzichtbare Expertise und Wissen bereitstellt, ist ihre Bestimmung und ihr gesellschaftlicher Auftrag ungewisser denn je.¹⁷ Ist sie Volksbildungsanstalt, Schule der Nation, Produktivkraft, eine globale Marke? Der Ort bahnbrechender Forschung oder solider Lehrkräfteausbildung? Zulieferer technologischen Wissens für die Industrie, Anbieter lukrativer Weiterbildungszertifikate, Event Location für private Sponsor*innen oder Agentur für Community-Outreach-Projekte? In diesem Vakuum jonglieren Universitäten mit einer Vielzahl sehr unterschiedlicher und teilweise unvereinbarer Ideen über sich selbst, ohne dass diese Bemühungen bislang ein ausgereiftes und in sich kohärentes Bild erkennen lassen. An Leitbildern ist kein Mangel. „Begriff und Mission der Universität im 21. Jahrhundert“ sind ungeklärt, urteilte unlängst auch der Präsident der deutschen Hochschulrektorenkonferenz (HRK), Peter-André Alt, in seiner Streitschrift zur Lage der deutschen Universität.¹⁸ Und wie auch immer sie ihren Auftrag jeweils ausbuchstabiert, denkbar weit entfernt ist sie in jedem Fall von einer wahrhaft inklusiven Institution, ungeachtet dessen, dass, wie gesagt, verstärkt auch akademisch bislang marginalisierte Communities Zugang finden und ein Bekenntnis zu Diversität und Chancengleichheit in kaum einem universitären Mission Statement fehlt.

Facetten hochschulischer Gegenwart

Blicken wir also heute auf Universitäten und Hochschulen, so bietet sich uns ein insgesamt facettenreiches, bisweilen disparates und durchaus ambiva-

lent gezeichnetes Bild. Es setzt sich zusammen aus überkommenen Beharrlichkeiten, erodierten Gewissheiten und vielerorts einem gleichermaßen unbegriffenen wie ungebändigten Reformeifer und dem Willen zu Optimierung und Effizienzsteigerung. Höher, schneller, weiter – aber wohin und wozu? Wir sehen Lehrende und Forschende, die von ihrer Sache überzeugt sind und tagtäglich den schmalen Grat zwischen Kritik und Anpassung ausloten. Wir sehen eine heterogen zusammengesetzte Studierendenschaft, die nicht nur unterschiedliche Voraussetzungen mitbringt, sondern auch unterschiedliche Ansprüche an das Studium stellt und unterschiedliche Ziele verfolgt. Aus einer anderen Warte betrachtet finden wir neben Widerständigkeit, Aufruhr und Streik erschöpfte Kräfte und mürrische Resilienz, fatalistisches Durchhalten und mehr oder minder subtile Formen der Verweigerung. Ein dritter Blickwinkel lässt uns genuine Demokratisierungsbemühungen und ein aufrichtiges Ringen um Gleichheit, Inklusion und Partizipation erkennen. Und nicht zuletzt ist trotz allem auch wissenschaftliche Neugier, echte Freude an Erkenntnis und gemeinsamem Lernen auf Augenhöhe, an engagierter Debatte und Dissens noch immer Teil des universitären Bildes.

Universitäten agieren weltweit am Limit und erfreuen sich gleichzeitig eines nahezu unbegrenzten Zustroms. Sie ächzen unter teilweise exponentiell steigenden Studierendenzahlen, für deren Bildung und Ausbildung nur noch begrenzt Sorge getragen werden kann. In den OECD-Ländern nehmen durchschnittlich 57 Prozent der Frauen und 45 Prozent der Männer vor ihrem 25. Geburtstag ein Studium auf; in Deutschland beginnt jedes Jahr rund eine halbe Million junger Menschen ein Studium. Strömte im Jahr 2000 rund ein Drittel des jeweiligen Geburtsjahrgangs

in die Hochschulen, so ist es 2021 bereits mehr als die Hälfte – während hunderttausende Ausbildungsplätze leer bleiben. Insgesamt studieren in Deutschland derzeit an rund 430 Universitäten und Hochschulen knapp 3 Millionen Menschen, also knapp 4 Prozent der Bevölkerung.¹⁹ In Österreich ist die Erstimmatrikulationsquote etwas niedriger, hier nahmen 2020 45 Prozent der jungen Frauen und 43 Prozent der jungen Männer ein Studium auf. Im Jahr 2019 waren knapp 290.000 ordentliche und außerordentliche Studierende – rund 3 Prozent der Bevölkerung – an 73 österreichischen Universitäten und Hochschulen immatrikuliert.²⁰

Diesem Wachstum steht, von einigen wenigen Ausnahmen wie Harvard, dem California Institute of Technology, Yale oder Stanford in den USA oder Oxford und Cambridge in England abgesehen, eine chronisch schlechte beziehungsweise stets hinterherhinkende Ausstattung, eine teils marode bauliche und unzulängliche digitale Infrastruktur, zu geringe Kapazitäten in Forschung, Lehre und Verwaltung und die weltweit sich stetig intensivierende Prekarisierung sowohl der akademischen Arbeit wie des akademischen Personals gegenüber. Ein deutlich verschärfter Wettbewerb um gute Stellen hat auf allen Ebenen den Leistungsdruck enorm intensiviert, die Bologna-Reform zusätzlich die Veranstaltungs- und Prüfungsdichte gesteigert. Die Universitäten werden überzogen mit immer neuen wissenschafts- und hochschulpolitischen Reformen, die teils widersprüchliche Agenden verfolgen und die Hochschulen mal in die eine, dann in die entgegengesetzte Richtung ziehen. Neben Exzellenz, Digitalisierung, Nachhaltigkeit und Internationalisierung sollen sie Diversitätspolitik strategisch integrieren – und betreiben diese doch meist nur als „Anbaustrategie“²¹. Um nach außen und innen

Verantwortung für das Thema zu demonstrieren, aber an den Routinen und Denkmustern im Universitätsbetrieb möglichst wenig zu rütteln, wird einfach eine neue Stelle eingerichtet, die sich dann um Inklusion, Vielfalt und den Schutz von Minderheiten kümmern soll. Die Hochschulen werden verschlissen in unzähligen Audit-, Akkreditierungs- und Monitoring-Prozessen, ausgelugt durch quantifizierte Leistungsmessungen sowie Intellekt und Kreativität erstickende Auflagen der Selbst- und Fremdevaluation, in denen monochrome, vollständig durchleuchtete Datendoubles ihrer Mitglieder erzeugt werden, die diese chronifizierten Erschöpfungszustände und Versagensängste bescheren. „Körperlose numerische Stellvertreter*innen“ ihrer selbst, aufgereiht in imaginären Rangfolgen „entsprechend ihrer vermessenen Leistungen, wie sie sich verzerrt in standardisierten Formularen und Matrizen widerspiegeln“, kommentiert der kanadische Hochschulforscher Marc Spooner.²²

*Kennziffern und Leistungsindikatoren.
„verräterische Verbündete“*

Solche Formen metrisierter Leistungserfassung und -beurteilung sowie Techniken kalkulatorischer Steuerung von Forschung, Lehre und Personal und wettbewerbliche, ökonomische Anreize setzende Verfahren der Mittelverteilung haben seit der Jahrtausendwende im Zuge der Implementation von *New Public Management* weltweit an Universitäten und Hochschulen Einzug gehalten. Sie fügen sich ein in die Universalisierung des gemeinhin im Modus numerischer Vergleiche operierenden Wettbewerbs; sie haben Teil an der Durchdringung von immer mehr Lebensbereichen mit daten- und indikatorenbasierten Formen der Be-

wertung und Kontrolle; sie beantworten die Fragen von Rechenschaft und Verantwortung mit Methoden des Rechnungswesens und partizipieren an der Normalisierung von quantifizierenden Grammatiken der Klassifikation, Differenzbildung und Hierarchisierung. Sie beherrschen, kurzum, den hochschulischen Alltag, die Wissenschaftler*innen selbst und ihre wissenschaftliche Arbeit.²³ Kennziffern versprechen Transparenz und Gerechtigkeit und gelten als wenn auch „verräterische Verbündete“ für Gleichstellungs- und Diversitätspolitiken.²⁴ *Impact factors* regieren das Publikationsverhalten der einzelnen Wissenschaftler*in, Benchmarkings und internationale Rankings steuern die strategische Ausrichtung von Universitäten, Leistungspunkt-Systeme machen aus dem Studium eine (auch) buchhalterische Aktivität, bei der am Ende weniger zählt, welche Inhalte studiert wurden, als der Saldo des ECTS-Kontos.

Indem dergestalt jeder Aspekt der akademischen Tätigkeit einer numerischen Feinsteuerung unterworfen und so die Illusion genährt wird, Forschung und Lehre seien vollständig plan- und steuerbare Prozesse, reorganisiert die „Herrschaft der Zahlen“²⁵ im akademischen Kosmos Regierungstechniken und Wahrheitspolitiken, installiert neue Sichtbarkeitsregime²⁶ und generiert neue Subjektivierungsweisen. Willem Halffman und Hans Radder sprechen in diesem Zusammenhang davon, dass Hochschulen einem „Regime der Fetischisierung von Indikatoren“ unterworfen wurden.²⁷ Diesem ginge es „weniger um qualitativ hochwertige Ergebnisse, die es ohnehin nicht bewerten kann, als um Performance: die taktisch klug ersonnene und einfallsreich polierte Illusion von Exzellenz“.²⁸

Dabei ist es wichtig, nicht zu vergessen, dass Zahlen Leistung nicht einfach abbilden, vielmehr werden

soziale Phänomene durch statistische Verfahren erst zu Tatsachen, wie Eva Barlösius in anderem Zusammenhang überzeugend darlegen konnte.²⁹ Zahlen „geben vor, eine Realität zu zeigen, die außerhalb von ihnen liegt und durch sie sichtbar gemacht werden kann“, so auch Bettina Heintz.³⁰ Doch mehr noch: Zahlen machen Wirklichkeit nicht nur sichtbar, sie erschaffen sie als je spezifische soziale Tatsache und erzeugen so die soziale Welt insgesamt neu, indem sie unsere Vorstellungen von Wert, guter Wissenschaft und akademischem – Status regieren. Es zählt, was gezählt werden kann. Salopp gesagt: Ein*e gute Wissenschaftler*in ist, deren Leistungspunktekonto schwarze Zahlen schreibt.

Solcherart kühle Kalkulation und strategisches Handeln überlagert daher zunehmend auch den Forschungsprozess und steuert, welche Fragen gestellt und welche nicht weiterverfolgt werden. Wichtiger als das theoretische Fundament und empirische Design eines Forschungsprojekts ist zudem oft genug der behauptete strategische Output und Mehrwert für die Universität, die Region, die Wirtschaft, das Bruttoinlandsprodukt. „Wir verkaufen unsere Seele“, kommentierte vor einigen Jahren der Bremer Rechtswissenschaftler Andreas Fischer-Lescano den Druck, beständig kompetitiv agieren zu müssen.³¹ Im Ergebnis, zitiert Gerald Wagner in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* den Soziologen Uwe Schimank, setzt sich so mittelmäßiger Mainstream durch – inkrementeller Erkenntnisfortschritt statt wissenschaftlicher Durchbrüche. Das stetige Wachstum wettbewerblicher Anreize in der Forschungsfinanzierung könne daher als eine Form der beständigen „mikroinvasiven Verletzung“ der Wissenschaft verstanden werden, kommentiert Schimank drastisch.³²

Unzweifelhaft haben diese Entwicklungen den akademischen Alltag, wie gesagt, längst nicht nur irrever-

sibel verändert und alle am hochschulischen Geschehen Beteiligten erschöpft. Sie haben auch dazu beigetragen, dass entgegen dem auf Kennziffern gegründeten Versprechen von Transparenz und Leistungsgerechtigkeit die Luft in den Hörsälen und Sitzungsräumen, in den Laboren und auf den Bürofluren mehr denn je von Konkurrenz, Neid und Misstrauen erfüllt ist. Dabei sollte diese Art von numerischer Transparenz alte Seilschaften und informelle Netzwerke in Schach halten und auf denkbar elegante Weise Gerechtigkeit garantieren. Stattdessen heizt numerische Transparenz die Konkurrenz weiter an, schafft Vermessung nicht Gerechtigkeit; im Gegenteil: Numerische Transparenz verbirgt ungleiche Startvoraussetzungen und Produktionsbedingungen.

Spannungen, Gereiztheit und unversöhnlich verlaufende Dispute in und zwischen allen Statusgruppen sowie zwischen dem akademischen, administrativen und technischen Personal einerseits und den Hochschulleitungen und dem universitären Management in strategischen Abteilungen, Stabsstellen und Präsidialämtern, das hochschulintern oft genug als unnötiger und überflüssiger „Wasserkopf“ wahrgenommen und verspottet wird, andererseits, gehören in einer solcherart vergifteten Atmosphäre daher zum universitären Tagesgeschäft. Die Konflikte sind zudem aufgrund der enorm gestiegenen Anforderungen an *compliance* und *accountability* sowie einer in der Geschichte der Universität sicherlich beispiellosen Verdichtung rechtlicher, administrativer, technischer und organisatorischer Regelungen häufiger, langwieriger und intransparenter geworden, etwa bei der Besetzung von Berufungs- und Auswahlkommissionen, oder der Interpretation von Befangenheitsregelungen.

In der Forschung tragen monetäre Anreizsysteme, *pay for performance*, und die Verschärfung interner